

Bahnbrechend haben dabei neben dem allgemeinen Zug der Zeit in die Weite vor allem gewirkt: die billige Valuta, etwa für Spanien und Österreich, sodann die Erleichterungen auf Grund der Besatzung in Österreich und Deutschland, auch das Camping, von dem allerdings nur 6% der französischen Auslandsreisenden Gebrauch machen. Nach offiziellen Angaben sind im Jahre 1957 10 Millionen Franzosen in die Ferien gefahren (Kinder unter 14 Jahren nicht eingerechnet). Das ist ein Viertel der Bevölkerung und eine verhältnismäßig bescheidene Zahl. Aber man muß bedenken, daß die Landbevölkerung bei diesen Reisen fast ganz ausfällt, während der Anteil mit der Größe der Städte gewaltig ansteigt: bei einer Einwohnerzahl von 50–100 000 fahren 44% in die Ferien, in Paris sind es gar 72%! In der Bundesrepublik, die als sehr aktives Reiseland gilt, sollen 50% seit der Währungsreform überhaupt keine Urlaubsreise gemacht haben. In Frankreich sind von 100 Befragten 41 aus Geldgründen nicht in die Ferien gefahren. Der Lebensstandard wirkt sich hier eindeutig aus: während von Großkaufleuten und Industriellen 82% in den Ferien verreisen, können sich nur 23% der Arbeitnehmer das leisten.

Von den 10 Millionen französischer Touristen sind im Jahre 1957 1 200 000 bis 1 300 000 ins Ausland gefahren. Als Reiseziel wählten sie ungefähr alle Länder der Welt, selbst Rußland und Indien. 30 000 Franzosen sind nach USA geflogen (meistens waren das allerdings Geschäftsleute, Künstler, Diplomaten). Deutschland als Reiseziel liegt mit 372 060 französischer Touristen nach Italien, Spanien, Schweiz an 4. Stelle. Danach folgen Österreich, Belgien, England. (*Vgl. Claude Vaussion in ESPRIT, Juni 1959, 1017–1029.*)

UMSCHAU

Otto von Taube: was aber bleibt...

Unsere Zeit sucht das Neue, Ungewohnte und Moderne. In der Politik, in der Technik, auch in der Wissenschaft und Kunst löst eine Wende die andere ab. Otto von Taube jedoch ist der Tradition, dem Bleibenden verpflichtet. „Was bleibt aber, stiften die Dichter“ („Andenken“). In diesem Satz Hölderlins treffen wir nicht nur Dichtung an, sondern auch Philosophie. Dem Wort liegt nämlich die Einsicht zu Grunde, daß Form und Ursprung miteinander in tiefer Verbindung stehen, ja daß in der Form jener Anfang verborgen weiterlebt, den zu suchen der Geist des Menschen von jeher unterwegs ist. Ein solcher Suchender ist Otto von Taube.

„Am längsten Tage des Jahres 1879, am 21. Juni, der in meiner Heimat da-

mals noch nach dem Julianischen Kalender als der neunte zählte, bin ich in Reval geboren, in der Wohnung meiner Großmutter väterlicherseits, dahin die Meinen vom ärztefernen Gute des Ereignisses halber übergesiedelt waren. Das betreffende Haus gehört zum ‚Dom‘, dem hoch über der gewerbetreibenden ‚Unterstadt‘ auf vorspringenden Felsen sitzenden einstigen Bischofs- und nachmaligen Statthalter- und Adelsviertel“

Diese Herkunft aus Burg und Adel brachte für den Dichter die Bindung ans überkommene Erbe mit sich. Otto von Taube stammt aus einer uralten Familie und pflegt bewußt Form und Kultur. Es besteht aber auch eine geistige Verwandtschaft zwischen Ursprung und Form. Der Dichter bedient sich einer Sprache, die noch Würde und Ehrfurcht zu ihren Charaktereigenschaften zählt.

Wer das Sensationelle und Hektische, Plakat und Trommel bevorzugt, wird in den Werken von Taubes nicht auf seine Rechnung kommen. „Dada“ ist an ihm spurlos vorübergegangen und die Automatik des Surrealen ist ihm fremd. Dagegen kennt er noch die Wälder und Sümpfe des Ostens. Die Bogen römischer Architektur gehören ebenso zu seinem Wesen wie die Schlösser Spaniens und die Dome des Nordens. „In Otto von Taube ehren wir einen Schriftsteller europäischen Ranges, von europäischer Aussage“ (Reinhold Schneider). Tatsächlich schränkt sich die Welt des Dichters nicht auf das Baltikum ein. Nicht weil sein Vater schon früh das alte Haus von Jerwakant – sein Schloß und Gut in Estland – verließ, um dem russischen Druck weichend im Reiche Bismarcks eine neue Heimat zu finden, schildert der Dichter auch andere Welten. Freiherr von Taube liebt das Abendland und seine Werte. Deutschland, Spanien und namentlich Italien hat er bereist und beschrieben. Und während er die Eindrücke formte, prägte auch ihn die Landschaft und ihr Gesetz. Seit seinem Aufbruch aus der angestammten Heimat ist er Wanderer geblieben, ein Wanderer jedoch, der nie seinen Adel verleugnet hat. So konnte man selbst von seinem historischen Roman „Die Metzgerpost“ (1936) sagen, „die Menschen dieses Romans sind alle aus adligem Stoffe geformt“. Allerdings erhält der Begriff „Adel“ bei von Taube einen neuen Inhalt. In seinen Adelsromanen „Verborgener Herbst“ (1913) und „Die Löwenpranken“ (1921) setzt sich der Dichter von Klatsch und Konvention ab. „Hier wird wirkliche Vornehmheit der Abkunft, des Geschlechts, des Wesens als tragisch isolierendes Geheimnis gerade innerhalb des Adels verstanden; die ganz wenigen Ebenbürtigen, eigentlich nur Geschwister, sind aufeinander angewiesen, während äußere Formen, wie etwa das Treiben der feudalen Korps, der verfallenden Gesellschaft als unadlig empfunden werden“ (R. Schneider). Auch die Gefahren des Völkischen und Neuheidnischen hat der Dichter früh

erkannt. Der Roman „Das Opferfest“ (1926) steht unter dem Motto:

„Gelobt sei'n Tor und Wodan,
Schon geht die schwere Not an.“

Erbe und Adel werden also nicht allein auf Blut und Boden oder Gesellschaft und Konvention eingeschränkt, sondern sie bedeuten für Otto von Taube Geist.

Diese Geistigkeit äußert sich nicht nur in seinen epischen Arbeiten. Treffend weiß der Schriftsteller in seinen Essays die kritische Arbeit des Literaten mit dem Banderillo beim Stierkampf zu vergleichen: „Wer spanische Stiergefechte gesehen hat, weiß, daß der Matador den Stier zur Strecke bringt, der buntgewandete, flitterübersäte Banderillo ihn aber nur mit seinen Stichen ärgert, reizt und ermüdet, wobei er mitunter auch vorbeitrifft oder auch der Stier die ihm angeheftete fähnchengeschmückte Banderilla abschüttelt. Sonach würde der geistige Matador den Gegenstand, von dem er handelt, erledigen, der geistige Banderillo jedoch sich damit begnügen, geistreiche Gedanken darüber zu formulieren, die immer blitzen, manchmal scharf zutreffen, zu anderen Malen vorbeigehen und, wenn sie allzu augenblicksbestimmt gewesen, nach Ablauf einiger Zeit von dem Gegenstande abfallen, wie nach einigem Schütteln und Springen die Banderilla vom Stier.“

Sind nun Ortegas Ansichten über den Roman keine Matadorentat, sondern ein Spiel mit Banderillen, was er selbst wohl nicht bestreiten würde, so soll das auch von meinen Ausführungen gelten: nicht deshalb allein, weil sie sich auf Ortega als Kronzeugen berufen, sondern auch, weil sie keine Erledigung des Themas beabsichtigen“ (295).

Das Studium der Rechtswissenschaften und Kunstgeschichte in Kassel mag seiner dichterischen Begabung jene wissenschaftliche Ergänzung gebracht haben, die den kritischen Blick schärft. Otto von Taube promovierte zum Dr. jur. und Dr. phil. Und manchen seiner dichterischen Stoffe behandelt er mit einer

Geistigkeit, die den scharfen Verstand des Forschers zur Voraussetzung hat.

Eigene Aufmerksamkeit beansprucht die Religiosität des Dichters. Otto von Taube ist evangelischer Christ. Für die wissenschaftlichen Vorarbeiten zu seinem Roman „Brüder der oberen Schar“ (1954) verlieh ihm die Universität Erlangen den Ehrendoktor der Theologie. In seinen Werken verliert sich der Dichter jedoch nicht in theologische Spekulationen. Sein Christentum ist in gleicher Weise frei von Sentimentalität wie von konfessioneller Polemik. Nicht nur das Blut der Familie der heiligen Birgitta von Schweden, das auch in seiner Familie weiterlebt, bewahrte ihm eine Offenheit zu den katholischen Kulturen südlicher Länder. Es ist vor allem die Gestalt des Heiligen von Assisi – Franziskus –, die ihn gefesselt hat. So sagte von Taube einmal, er sei Franziskaner gewesen, noch ehe er Christ wurde. Eine köstliche Interpretation dieses Bekenntnisses bildet sein Aufsatz über den Humor und die Heiterkeit der Heiligen: „Verehrte Zuhörerschaft! Wenn ich von der Heiterkeit der Heiligen sprechen soll und von ihrem Humor, so müßte ich zuvor auseinandersetzen, was ein Heiliger ist. Der römische Katholizismus und die Ostkirche haben davon ganz bestimmte Begriffe, und ihre Angehörigen verbinden damit ganz bestimmte Vorstellungen. Uns Protestanten sind diese Begriffe und Vorstellungen verlorengegangen, obgleich sie Martin Luther noch geläufig waren.

Dennoch möchte ich auf den Versuch verzichten, Ihnen zu erklären, was Heilige sind; denn ich selbst habe da noch viel zu lernen. Nur einige Bestimmungen dessen, was Heilige sind, möchte ich hier doch noch ausführen, weil sie ganz gewiß zutreffen. Ein heiliger Mensch und ein frommer Mensch sind nicht ein und dasselbe. Die Heiligen sind wohl fromm; aber nicht alle Frommen sind in dem Sinne, der hier in Betracht kommt, heilig. Der Heilige ist ein Mensch, in welchem Gottes Gnade ganz und gar offenbar wird. Damit ist seine Sündhaftigkeit nicht aufgehoben. Alle gro-

ßen Heiligen haben sich als Sünder gefühlt und haben ihre Sündhaftigkeit beklagt und Gott um Vergebung angefleht. So war es selbst bei Franz von Assisi, der die Nachfolge Christi wie kaum ein anderer geschichtlich bekannter Mensch verwirklichte. Sie alle haben ihre Sündhaftigkeit auch bekannt und den Heigentitel, den das Volk ihnen oft schon bei Lebzeiten geben wollte, zurückgewiesen – das aber nicht aus Ziererei, aus falscher Bescheidenheit und falscher Demut, sondern weil sie in ihrer sauberen Wahrhaftigkeit ein ungemein scharfes Sündenbewußtsein hatten, ein Bewußtsein ihrer unwürde vor Gott“ (318/319).

Dieses Gespür für das Heilige verwandelt die Welt des Dichters. So wird ihm die Toskana zur biblischen Landschaft und im „Gautinger Karfreitag“ erlebt er das Drama der Passion im süddeutschen Raum:

„...“

Draußen hoch am Waldesrand
Blinkt bereits, befreit von Trauer
Gottes Schlehdorn übers Land:
Eine weiße Blütenmauer“ (286).

Trotz dieser Hinweise wäre es jedoch falsch in Otto von Taube einen einseitig religiös orientierten Schriftsteller sehen zu wollen. Aus seinen Romanen spricht die ungebrochene Fülle des Lebens. Im „Minotaurus“ (1959) wird sogar der Stierkampf zum Schicksal und die dunklen Mächte des uralten Spanien erhalten vor uns Gestalt.

Wer im Lärm der Großstadt steht und durch die immer neuen Nachrichten der Tagespresse bestimmt wird, wer seine Vorstellungen aus den Illustrierten und bewegten Bildern der Lichtspieltheater allein bezieht, wird die Stimme des Dichters vielleicht nicht vernehmen. Der Mensch, der das Bleibende sucht, wird jedoch gern zum stattlichen Band der ausgewählten Werke Otto von Taubes greifen, den eben der Wittig-Verlag herausgegeben hat, und dort Ruhe und Besinnung finden; denn „was bleibt aber, stiften die Dichter“¹.

Herbert Schade SJ

¹ Die Zitate des Beitrags sind dem Buch